



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Genossen sollen aber fünf der neun Mitglieder aus den Richtern an den höchsten Gerichten des Reichs oder der einzelnen Bundesstaaten genommen werden. Schon die Art, wie dieser Vorschlag zur Annahme gelangte, kennzeichnet ihn erst noch als Verlegenheitsbeschluß. Es macht den Eindruck, als ob Gneist im letzten Augenblicke, als die Ablehnung durch Stimmengleichheit fast schon entschieden zu sein schien, nur deshalb zu den Zustimmenden übertreten sei, um gleichsam das legislatorische Ansehen zu retten, denn nach Ablehnung von sechs mühsam zu Stande gebrachten Vorschlägen hätte sich, beim Mangel jeder weiteren Aussicht, allerdings der Eindruck einer gewissen gesetzgeberischen Ohnmacht von der Verlegenheit, zum Triumphe der Gegner, kaum trennen lassen. Sachlich steht er freilich mit dieser Frage vorerst auch jetzt nicht viel besser. Die Berufung einer Mehrheit von Richtern erscheint bedenklich, weil auf diese Art in einer mit dem Charakter des Gesetzes unverträglichen Weise der juristische Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund würde gedrängt werden. Daß die Mittelstaaten sich durch solche Wiederholung des preussischen Vorschlags nicht dupiren lassen wollen, hat der württembergische Bevollmächtigte schon angedeutet. Die Zufügung einer Zeitbeschränkung für die Gültigkeit des Gesetzes erscheint im Hinblick auf die immerhin vorhandene Ungewißheit, wie dasselbe in der Anwendung sich gestalten wird, wünschenswerth; ob aber gerade der beschlossene Zeitpunkt (31. März 1881) der geeignete ist, darüber läßt sich streiten.

Bei der am 1. Oktober, wie es scheint, unter Betheiligung des Reichskanzlers stattfindenden zweiten Lesung dürfte sich die zunächst entscheidende Frage mehr heraus stellen, wie sich die Bundesregierungen zu den von der Kommission beschlossenen Aenderungen stellen werden.

Berlin, 29. September.

L.

Literatur.

Aus deutscher Vergangenheit. Ein Dreigestirn von Liederdichtern: Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach. Nach ihrem Leben und Liedern in Vorträgen gekennzeichnet von Dr. Th. Krabbe, Pastor zu Roggendorf in Mecklenburg-Schwerin. Gütersloß, Bertelsmann, 1878.

Wir haben den Titel des vorliegenden Buches mit aller bibliographischen Genauigkeit wiedergegeben, weil uns dadurch eine Kritik des Buches halb und halb erspart wird. Denn wie der Titel, so ist das ganze Buch: genau so

langwierig, genau so bieder, genau so geschmackvoll, genau so vollendet in der sprachlichen Darstellung (ihrem Leben und Liedern!). Die Zusammenstellung der drei im Titel genannten Dichter zu dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen und schon oft mit Glück verwendeten „Dreigestirn“ mag man gelten lassen; der Verfasser begründet sie im Vorwort, indem er die drei Namen als die Repräsentanten dreier wichtiger „Dichterschulen“ — er meint wohl Richtungen der deutschen Poesie? — in Anspruch nimmt, Walther als den Vertreter des „lieblichen Minnegefangs“, Hans Sachs als den des „ehrenwerthen Meistergefangs“, Simon Dach als den der „gelehrten Poesie“. Aber die Ausführung dieser drei Lebensbilder ist doch derart auf den Horizont der Zuhörer des Verfassers zugeschnitten, sie sind so philiströs „gekennzeichnet“ und so mit platten moralisirenden Gemeinplätzen durchflochten, daß sie getrost auf den Kreis, für den sie ursprünglich bestimmt waren, hätten beschränkt bleiben können. Kein Zweifel, daß die Vorträge herzlich gut gemeint sind, auch daß der Verfasser Freude damit gestiftet und wohlthätige Anregung damit ausgestreut haben wird. Sie in den Buchhandel zu bringen, lag aber nicht die geringste Nothigung vor. Wenn alle Vorträge aus den letzten sechs, sieben Jahren, in denen Walther von der Vogelweide das Thema der Erörterung gebildet hat, gedruckt worden wären, welche Summe von Broschüren würde das ergeben haben! Biographische Vorträge wie die hier gebotenen, in denen weder neue Thatfachen beigebracht werden, noch über die bekannten Thatfachen ein neues Licht verbreitet wird, noch die bekannten Dichtungen in irgendwie neuer, geistvoller Auffassung erscheinen, kann bei den vorhandenen Hilfsmitteln eben heutzutage jeder einigermaßen wissenschaftlich gebildete Mensch zusammenbauen, bessere sogar. Denn der Verfasser müht sich zum Theil mit älteren Quellen ab und ist mit der neueren einschlägigen Literatur nicht vertraut. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß ihm für Hans Sachs und Simon Dach die monumentalen Ausgaben des „Stuttgarter literarischen Vereins“ unbekannt geblieben sind, aber wer heutzutage über Walther schreiben will, der sollte doch wenigstens die Arbeiten von Uhland, Menzel und Pfeiffer kennen und benutzen. Für „Volksbibliotheken“ darf das Buch vielleicht empfohlen werden; nur hätte eine darauf bezügliche Bemerkung im Titel angebracht werden sollen, damit nicht Leser darnach greifen, für die es gar nicht bestimmt ist.

Ueber die Fremdwörter im Deutschen. Von Th. Heinze. (106. Heft der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen“). Berlin, Habel, 1878.

Ein oft besprochenes und leider nicht oft genug zu besprechendes Thema, das aber vielleicht noch nie in so engem Rahmen nach so verschiedenen Gesichtspunkten und mit so reichem Beweismaterial behandelt worden ist, wie hier.

Das Schriftchen bildet eine willkommene Ergänzung gleichzeitig zu zwei Büchern, die in der letzten Zeit ein gewisses Aufsehen gemacht haben: zu G. Andresen's „Deutscher Volksetymologie“ (Heilbronn, Gebr. Henninger) und zu A. Behmann's „Sprachlichen Sünden der Gegenwart“ (Braunschweig, Wreden).*) Es klingt dies etwas unwahrscheinlich, denn die erstere der beiden genannten Schriften ist ja eine objektive populärwissenschaftliche Darstellung einer weitverbreiteten interessanten sprachlichen Erscheinung, während die letztere gegen eine Anzahl grammatischer Verstöße ankämpft, die leider in unsrer Muttersprache jetzt mehr und mehr um sich greifen und auf eine bedauerliche Abstumpfung und Vergröberung unsres Sprachbewußtseins schließen lassen. Die Fremdwörterfrage ist aber eben eine doppelte: einerseits eine wissenschaftliche, die sich mit dem von Andresen behandelten Gegenstande eng berührt, zum Theil sogar deckt, andererseits eine beklagenswerthe „Zeit- und Streiffrage“; es kommt ganz darauf an, was man unter Fremdwort versteht. Der Verfasser der vorliegenden Schrift erwirbt sich nun das Verdienst, daß er beide Seiten der Frage — natürlich, wie es das einzig Richtige ist, sorgfältig von einander getrennt — behandelt. Er betrachtet zuerst die verschiedenen Stadien, die das Fremdwort im Deutschen durchgemacht hat, von der vollständigen Aneignung des Wortes an, wobei es selbst von sprachlich gebildeten nicht mehr als fremdes Gut empfunden wird, bis herab zu dem von Jedermann noch als solches erkannten Fremdworte. Hier wird unter anderm auch der Fall der „Umdeutschung“ des Fremdwortes durch sogen. Volksetymologie berührt und zu dem reichen von Andresen zusammengebrachten Material eine hübsche Nachlese gegeben, ferner die ebenfalls auf einer Art volksetymologischem Triebe beruhende Geschlechtsverwandlung des Fremdwortes und die Fortbildung, welche fremde Wortstämme auf deutschem Boden gefunden haben, besprochen. Dann geht der Verfasser die einzelnen Sprachen durch, die zu dem Fremdwörtervorrath des Deutschen beigetragen haben, und deutet dabei zugleich die kulturgeschichtlich interessanten Resultate an, die sich hieraus ergeben. Endlich geht er dem Fremdworte auf den verschiedenen Gebieten des Lebens nach und zeigt, bis zu welchem Grade der Wortschatz aller dieser Gebiete: Religion und Kirche, Staat und Recht, Handel und Gewerbe, Münzen, Maße und Gewichte, Seewesen, Heer- und Kriegswesen, Kunst, Wissenschaft und Privatleben, mit Fremdwörtern versetzt ist. In der Auswahl der Beispiele beschränkt er sich dabei durchaus auf solche Worte, denen man die auswärtige Herkunft nicht auf den ersten Blick ansieht.

In dem polemischen Theile seiner Schrift zeigt sich der Verfasser keineswegs von übertriebenem Reinigungsseifer beseelt, es kommt ihm nicht in den Sinn, völlig eingewurzeltes und unentbehrlich gewordenes fremdes Gut verdrängen zu wollen; er bekämpft nur die thörichte Sucht, durch Anwendung überflüssiger Fremdwörter der Sprache einen vornehmeren Anstrich zu verleihen. Um recht einleuchtend vor Augen zu führen, wie weit diese Sucht gegenwärtig wieder um sich gegriffen hat, führt er scherzweise das Leben eines vornehmen deutschen „Garçon“ vor, wie es vom Morgen bis zum Abend verläuft. Das zweite, dritte, höchstens das vierte Wort in dieser Schilderung ist ein Fremdwort, und dabei ist der Scherz fein und ohne Uebertreibung durchgeführt! Beschämender kann unsre traurige Fremdwörterunart uns kaum vorgehalten

*) Beide Schriften, in früheren Nummern dieser Blätter eingehend besprochen und warm empfohlen, sind kürzlich in neuen, bereicherten Auflagen erschienen.

werden, als es hier geschieht. Mit Schrecken gewahrt man, welchen riesigen Umfang die Unsitte bereits wieder erreicht hat. In allen deutschen Literaturgeschichten steht zu lesen, daß das 17. Jahrhundert die Zeit der traurigsten Sprachverderbniß in Deutschland gewesen sei, daß zu keiner Zeit die Sucht der Ausländerei schlimmer grassirt habe als damals. Es ist das eine einfache Unwahrheit, wenngleich es eine Literaturgeschichte der andern nachbetet und dabei selbstgefällig darauf hinweist, wie doch in diesem Punkte es unsre Zeit so herrlich weitgebracht. Die Wahrheit ist die, daß die Fremdwörter, die im 17. Jahrhundert im Deutschen eingeführt waren, zum Theil, aber auch nur zum Theil, wieder ausgeschieden sind, daß aber dafür eine unverhältnißmäßig größere Anzahl deutscher Worte inzwischen durch neue Fremdwörter verdrängt worden sind. Man nehme das erste, beste Zeitungsblatt unsrer Tage und stelle es sich so gedruckt vor, wie man im 17. Jahrhundert alles zu drucken pflegte, nämlich so, daß die als fremd empfundenen Worte oder Worttheile in lateinischer Schrift dargestellt werden, vergleiche es mit dem ersten, besten Druck aus der Zeit des 30 jährigen Krieges, und man wird sich sofort überzeugen, daß unsre Sprache heute mit dreimal so viel ausländischem Sprachgut verunziert ist, wie damals.

Leider herrscht in denjenigen Kreisen, die vor allen über der Reinhaltung unsrer Muttersprache zu wachen berufen wären, vielfach die größte Gleichgiltigkeit gegen diese wie gegen alle anderen „sprachlichen Sünden der Gegenwart“. Mit wissenschaftlich klingenden Redensarten, wie die, daß die sprachliche Entwicklung ein natürlicher Prozeß sei, dem durch künstliche Mittel keine bestimmte Richtung aufgeprägt werden könne und dürfe, sucht man Halbbildung, Unwissenheit, Stumpfheit, Denks Faulheit zu beschönigen. Die Schule, vor allem das Gymnasium, wälzt fort und fort den Sisyphusstein, auf Richtigkeit und Reinheit unsrer Muttersprache zu dringen. Aber wie lange wirkt ihre Mühe nach? Eine unüberwindliche Macht steht ihr gegenüber, die ununterbrochen wieder niederreißt, was die Schule aufbaut: das ist die mit besinnungsloser Hast arbeitende, ewig geistig aus der Hand in den Mund lebende Tagespresse. Für den größten Theil der Menschen bildet ja leider die tägliche Zeitung den einzigen Lesestoff, zu dem sie greifen! Und gegen die gewissenlose Sprachschluderei, die von dort ausgeht, müssen alle Anstrengungen der Schule fruchtlos bleiben. Das Nebel schreitet mit Riesenschritten vorwärts. Menschen von einigem sprachlichen Feingefühl, die gewöhnt sind, nicht über das, was sie lesen, hinzujagen, sondern mit Bedacht zu lesen und dabei auf die Form zu achten, können eine Tageszeitung kaum noch anders als mit Ekel aus der Hand legen. Von den amtlichen Bekanntmachungen an der Spitze des Blattes an bis herab zu den telegraphischen Depeschen am Schlusse — überall wird man durch dieselben groben sprachlichen Verstöße verletzt. Was einmal in fünfzig Jahren daraus werden soll, weiß Gott. Man möchte aber schon jetzt unsre Enkel bedauern, wenn man sich ausmalt, in welcher lexikalisch verhunzten und grammatisch verlodderten Gestalt unsere theure Muttersprache sich ihnen einst darstellen wird.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um baldigste Zusendung der Werke, die in unsrer Weihnachtsbücherschau berücksichtigt werden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1878.

Die Redaktion des Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Häthel & Herrmann in Leipzig.